

Journal of Religious Culture

Journal für Religionskultur

Ed. by / Hrsg. von Edmund Weber

in Association with / in Zusammenarbeit mit Matthias Benad

Institute for Irenics / Institut für Wissenschaftliche Irenik

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

ISSN 1434-5935- © E. Weber

Nr. 35 (2000)

"Komme ich um, so komme ich um [...]"

Sterbelust und Arbeitslast in der Betheler Diakonissenfrömmigkeit.

Von

Matthias Benad

1. Sterbereitschaft

Der „Berufs-Ordnung für die Diakonissinnen des westfälischen Diakonissenhauses zu Bielefeld“ in Bethel aus dem Jahr 1882 ist der Diakonissenspruch Wilhelm Löhes (1808-1872) vorangestellt. Löhe hatte in den 1850er Jahren im bayrisch-fränkischen Neuendettelsau das dortige lutherische Diakonissenhaus gegründet. Sein Spruch fasst das Essentiales evangelischer Diakonissenschaft im 19. Jahrhundert zusammen:

„Was will ich? Dienen will ich. –

Wem will ich dienen? – Dem Herrn Jesu in Seinen Elenden und Armen.

Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, daß ich darf!“

Dann folgt die Aussage, der das Zitat im Titel dieses Vortrages entstammt:

„Und wenn ich dabei umkomme? Komme ich um, so komme ich um, sprach Esther, die Königin, die doch Ihn nicht kannte, dem zu lieb ich umkäme, und der mich nicht umkommen läßt. –

Und wenn ich dabei alt werde? – So wird mein Herz doch grünen wie ein Palmbaum [Anspielung auf Ps 92, 13: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum.“, M.B.] und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe in Frieden und fürchte nichts.“

Mit den Worten „Komme ich um, so komme ich um“ wird die Heldin des alttestamentlichen Buches Esther (4, 16 Ende) zitiert. Sie war als Jüdin zur Lieblingsfrau und Königin des Perserkönigs Ahasveros (alias Xerxes) erkoren worden und hatte von einem Mordkomplott gegen ihr im persischen Exil lebendes Volk erfahren. Um Fürbitte für ihr Volk zu leisten, erschien sie *ungerufen* vor ihrem König, ein Verhalten, auf das eigentlich die Todesstrafe stand. Aber das Wagnis gelang; der König hörte sie gnädig an, bestrafte die Verschwörer mit dem Tod und erlaubte dem Volk Israel, grausame Rache an seinen Feinden zu nehmen. Das jüdische Purim-Fest erinnert daran; das Buch Esther enthält die zum Fest gehörige Kultlegende. So wie Esther,

die doch Christus, der vom Tod errettet, nicht einmal kannte, soll die Diakonissin in ihrem beruflichen Einsatz den Tod nicht fürchten, weil sie ihren Herrn kennt.

Dass Todesbereitschaft für die Diakonissen Sarepta eine zentrale Bedeutung hatte, zeigt auch das Schriftwort aus dem 1. Johannesbrief 3, 16, das auf der dem Löhe-Spruch gegenüberliegenden Seite in besonders großen Lettern der „Berufs-Ordnung“ gleichfalls vorangestellt ist. Es heißt dort:

„Daran haben wir erkannt die Liebe [Jesu Christi, M.B.], daß er sein Leben für uns gelassen hat[,] und wir sollen auch das Leben für unsere Brüder lassen.“

Durch die herausragende Stelle, an welcher der Spruch des fränkischen Lutheraners Löhe und das Wort aus dem 1. Johannesbrief erscheinen, wird schon angedeutet, dass Sterbereitschaft ein allgemeines Phänomen im frommen Selbstverständnis der von der Erweckung beeinflussten Mutterhausdiakonie darstellte und nicht nur auf Sarepta in Bethel beschränkt war, – auch wenn ich mich im folgenden auf diese Diakonissenanstalt konzentriere. Dass es sich um ein verbreitetes Phänomen handelt, finden wir auch durch Zeugnisse der Vorsteherin Emilie Heuser (1822-1898) bestätigt, die das Betheler Mutterhaus 1869-1895 leitete. Sie war 1854 als Kaiserswerther Diakonisse eingesehnet worden und gehörte ihrem Mutterhaus bis zum Lebensende an. Nach ihrem Tod 1898 wurden in Bethel Aufzeichnungen aus der Zeit ihres Dienstes vor der Berufung als Vorsteherin des Bielefelder Mutterhauses gedruckt. Das Büchlein, das uns nachher beschäftigen wird, enthält zahlreiche Passagen über Ewigkeitssehnsucht und Berufsallday, über Sterbelust und Arbeitslast im Kontext des *Kaiserswerther* Diakonissendienstes der Emilie Heuser. Es ist zugleich ein Zeugnis der Frömmigkeitserziehung im Betheler Mutterhaus, denn die Aufzeichnungen wurden den Sarepta-Diakonissen im Jahr 1900 als Weihnachtsgabe überreicht, damit sie ihre verstorbene Mutter als Vorbild im Gedächtnis behielten.

2. Die Kraft der Frauen aus Sarepta

Das Wachstum der Anstalt Bethel ist ebenso wie die enorme Aufbauleistung des dort beheimateten Mutterhauses Sarepta ein Zeugnis für „die Kraft der Frauen und die Macht der Religion“. Bei Bodelschwings Dienstantritt wurde von einer Höchstzahl von 150 Kranken in der von ihm zu leitenden Anstalt für Epileptische ausgegangen. Bei seinem Tod 1910 lebten in Bethel jedoch über 2.000 Epilepsiekranken. Hinzu kamen Psychiatriepatienten und andere Gruppen Hilfsbedürftiger, allein in der Ortschaft Bethel über 3.000 Personen. Zu den Anstaltskunden gehörten auch Wanderarme und Fürsorgezöglinge, die in auswärtigen Tochterkolonien untergebracht waren. Drei Faktoren waren ausschlaggebend für das enorme Wachstum Bethels zwischen 1872 und 1910:

1. An der Spitze der Anstalten stand mit Friedrich v. Bodelschwing ein Charismatiker, der Arbeitsfeld um Arbeitsfeld nach Bethel zog, um dort eine christliche Modellgemeinde aufzubauen. [Vgl. meinen Aufsatz „Seelenführung und charismatische Herrschaft bei Friedrich von Bodelschwing dem Älteren“, in: Matthias Benad, Roger Töpelmann (Hgg.), *Annäherungen an das Heilige. Gottesliebe und Nächstenliebe in den Religionen. Edmund Weber zum 60. Geburtstag*, Stuttgart u.a. 1999, 11-22.]
2. Die im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung vollzogene Asylisierung Kranker, Behinderter und sozial Benachteiligter führte im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik zu einer hohen Zahl von Anstaltsgründungen. Bethel profitierte davon und richtete zahlreiche neue Anstaltshäuser ein.

3. Dass unter den beiden vorgenannten Voraussetzungen Bethel so schnell wachsen konnte, war aber nur möglich, weil in den Diakonissen Sareptas und in den Diakonen Nazareths einsatzfreudige und hochmotivierte Arbeitskräfte zur Verfügung standen. Die weitaus bedeutendere Rolle spielte hier die Diakonissenanstalt. Zwar waren beide Mutterhäuser die größten ihrer Art weltweit; Sarepta aber hatte i.d.R. mindestens drei Mal so viele Mitglieder wie Nazareth. In den Spitzenzeiten der frühen 1930er Jahre gab es in Sarepta ca. 2.000 Schwestern, in Nazareth dagegen maximal nur ca. 680 Diakone, Schülerinnen und Schüler jeweils eingerechnet. Vom raschen Wachstum des Diakonissenhauses mögen folgende Zahlen einen Eindruck geben. Bei der Grundsteinlegung des Neubaus von Sarepta kurz nach Dienstantritt Bodelschwinghs 1872 hatte das Mutterhaus 32 Schwestern, zum Jahreswechsel auf 1910 dagegen ca. 1.230; am 1.1.1928 war Sarepta mit 1.750 Schwestern das weltweit größte Mutterhaus geworden. Zwischen 1932 und 1952 gehörten ca. 2.000 in Ausbildung befindliche und eingeseignete Diakonissen zur Anstalt. Nicht nur die personelle Entwicklung, sondern auch die baulichen Erweiterungen zeugen von dem rapiden Wachstum Sareptas.

Sarepta war, wie alle Mutterhäuser Kaiserswerther Prägung im 19. Jahrhundert, nach dem „Familienprinzip“ organisiert. Der Vorsteher hatte darin die Rolle des Vaters inne, die Vorsterherin die der - ihm untergeordneten - Mutter und Gehilfin; den Diakonissen wurde der Platz lediger Töchter zugewiesen, die sich den Eltern anvertrauten und ihnen, gemäß dem Vierten Gebot, Gehorsam schuldig waren. Im Interesse des Dienstes wurden Verhaltensregeln, die in der patriarchalisch geleiteten christlichen Familie Mitte des 19. Jahrhunderts selbstverständlich waren, in den Alltag des Diakonissenanstalt übernommen.

- So ging z.B. die Sitte, dass Eltern ihre Töchter ungefragt zur Pflege kranker Verwandter abordneten, als Sendungsprinzip in die Ordnung des Mutterhauses ein. Das erlaubte den disponiblen und effektiven Einsatz der Diakonissen.
- Unter Verwandten war es nicht üblich, Pflege zu entlohnen. Der Dienst der Schwestern galt als Ausübung eines Frauenberufes im Sinne geistlicher Berufung; sie dienten nicht „um Lohn“, sondern aus „Dank und Liebe“, wollten missionarisch tätig sein und begnügten sich mit einem Taschengeld. Sie übten also einen öffentlichen Beruf aus, ohne, wie Männer und Familienväter, am Arbeitsmarkt teilzunehmen.
- Die Freude vieler Schwestern an verantwortungsvollem Dienst und ihr Interesse an einer längerfristigen beruflichen Perspektive, die intensive Beschäftigung z.B. in der Pflege oder in der Kleinkinderschule, führte zur Ausbildung besonderer Berufsprofile und spezifischer Qualifikationsanforderungen, die Eingang in die Diakonissenausbildung fanden.
- So wie Familien für ledig gebliebene Frauen, die im Dienst an Eltern und Verwandten alt geworden waren, den Lebensunterhalt sicherzustellen hatten, versprach auch die Mutterhausfamilie, für ihre altgewordenen Diakonissen-Töchter materiell und geistlich zu sorgen.

3. Todesbereitschaft und Diakonissendienst in der Sicht des Seelenführers Bodelschwingh

Von Friedrich v. Bodelschwingh erhielt das Mutterhaus den biblischen Namen Sarepta, zu deutsch: Schmelzhütte. Der Name thematisiert wiederum Todesbereitschaft und Vorbereitung

zum *seligen Sterben*. Zum einen knüpft er an die Überlieferung von der Witwe von Sarepta in den Eliageschichten im Ersten Buch Könige (17, 1-15) an. Obwohl die Witwe für sich und ihren Sohn den Hungertod vor Augen hatte, gab sie dem hungrigen Propheten Elia von dem Wenigen, was beide noch zu essen hatten. Der andere Anknüpfungspunkt ist gegeben mit dem Wort des Propheten Maleachi 3, 3: „Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen.“ Bodelschwingh bezog dieses Wort, wiederum in Anknüpfung an Wilhelm Löhe, auf das Zurechtschmelzen der Seele durch Christus. So wie der Silberschmied durch ein glühendes Feuer alle Verunreinigungen aus dem Silber herausbrennt, um es schließlich zu verarbeiten, so brennt Jesus aus der Seele des Sünders allen Eigenwillen, um dessen Innerstes nach seinem Willen zu formen. In Sarepta, so betonte Bodelschwingh immer wieder, sollten die Seelen der Kranken und der Schwestern in Leiden und entsagungsvollem Dienst geläutert werden zum ewigem Heil. Das Sich-Fügen in den Willen Gottes, das in seligem Sterben seinen klarsten Ausdruck fand, war das eigentliche Ziel des Anstaltslebens, Krankenpflege und medizinische Versorgung waren Mittel zu diesem Zweck. In den Mitteilungen für die Freunde des Pfennigvereins von Bethel und Sarepta schrieb Bodelschwingh im Januar 1880 Seite 6:

„Ach möchte das Schmelzfeuer der Trübsal [...] in Allen, die hier leiden und den Leidenden dienen dürfen, seinen Zweck erreichen und aus Allen eine muntere Pilgerschar machen, die fleißig ist und fröhlich, nach dem rechten 'Bethel', dem ewigen Vaterhaus zu pilgern, in welchem sich alles Seufzen und Klagen der Schmelzhütte in ewigen Lobgesang auflöst.“

Den Namen Beth-El trug neben dem großen Pflegehaus für Epileptische auch der Friedhof, den Bodelschwingh oben im Wald, an der höchsten Stelle des Anstaltsgeländes, bald nach seinem Dienstantritt hatte anlegen lassen. Inmitten der Gräber war auf einem Steinkegel ein Kreuz errichtet worden mit den Worten des Apostels Paulus: „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn.“ (Philipperbrief, 1,28)

Exklusiver Seelsorgevertrag

Mit jungen Frauen, die bei ihm um Aufnahme in Sarepta nachsuchten, schloss Friedrich v. Bodelschwingh d.Ä. einen exklusiven Seelsorgevertrag zugunsten der Mutterhauseltern:

„Ich pflege beim Eintritt der jungen Schwestern denselben zunächst nur eine Jawort abzufordern, das Versprechen der Aufrichtigkeit. 'Nur den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen.' Ich lege es ihnen ans Herz, wie ganz unmöglich ein Gelingen mit ihrer Arbeit verbunden sein könnte, wenn sie ihre Nöte und Kämpfe außer dem Herzenskündiger noch heimlicherweise allerlei Leuten klagten, die damit nichts zu schaffen hätten, und dieselben vor uns verheimlichten. Ich sage ihnen, daß mein Zimmer und das Zimmer der Hausmutter ihnen jederzeit offen stände, um zuversichtlich alle Not gegen uns herausschütten zu können, und bitte sie, daß sie von dieser Erlaubnis den freiesten Gebrauch machten.“ [Friedrich v. Bodelschwingh, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, Bethel 1964, 34.]

Das Versprechen beinhaltete die Zusage der jungen Frauen, Glaubensfragen keinesfalls mit irgendwelchen außenstehenden Personen zu besprechen, sondern nur mit den Mutterhauseltern – oder mit „dem Herzenskündiger“ Jesus selbst. Damit wurde ein Seelsorgemonopol des Mutterhauses aufgerichtet, in dessen Zentrum Bodelschwingh selbst stand. Seine Aufgabe sah er darin, unterstützt von der Vorsteherin, aus der Vielzahl junger Frauen eine in sich geschlossene, effektiv arbeitende, religiöse Genossenschaft zu formen. Zu diesem Zweck sei es nötig, so Bodelschwingh, der Schwester ihr „Erstlingsjawort“ öfter vorzuhalten. Eine besonders günstige Gelegenheit hierfür war die persönliche Anmeldung zum heiligen Abendmahl, das mindesten einmal im Monat gefeiert wurde. Bodelschwingh sah hierin „das gewaltigste und barmherzigste Erziehungsmittel, das in unserer Hand liegt“. Auch schüchterne Seelen fänden dabei nämlich

unaufdringlich Gelegenheit, dem Seelsorger ihr Herz auszuschütten. Das sei günstiger als Privatbeichte, die, sobald sie als Pflicht empfunden werde, leicht zur Heuchelei erziehe [Ebd. 35 ff.].

Brechen des Eigenwillens als zentrales religiöses Erziehungsziel

Aufgabe des Pastors war es nach Bodelschwingh, in den Schwestern eine ambivalente Empfindung wach zu halten, die einerseits genährt wurde durch den in Wort und Sakrament empfangenen Zuspruch des Evangeliums von der voraussetzungslosen Annahme des Sünders durch Gott, andererseits aber von der Angst, sich dieses Geschenkes nicht würdig zu erweisen und es deshalb wieder zu verlieren. Die seelsorgerlichen Bemühungen des Pastors zielten auf die Überwindung des Eigenwillens als Hindernis rechter Liebe zu Gott, die im völligen Gehorsam gegen seinen Willen ihren Ausdruck finden und zum bedingungslosen Dienst am Nächsten bereitmachen sollte.

„Ach, wie viele Schwestern treten in den Diakonissenkreis ein und haben das köstlichste Geschenk, das notwendigste [...] für eine Diakonisse nicht, ein zerbrochenes Herz.“ [Ebd. 31]

„Welche Aufgabe fällt [...] dem Pastor des Hauses zu? Ach, wie wird er sich auszubitten haben, daß er das ihm vertraute Wort der Wahrheit recht teile, Gesetz und Evangelium an der rechten Stelle anbringe, öffentlich und sonderlich das Salz der Wahrheit und den Trost der Liebe jeder einzelnen Seele nahe bringe, denn nur beides in zugleich rechter Teilung hilft auch wieder zur rechten Wahrhaftigkeit und zur rechten Beugung der Seelen. [...] Recht gründlich wird er [der Hauspastor, M.B.] zu Felde zu ziehen haben gegen diejenige Art der Hoffart und des Eigenwillens, die sich unter der Maske der Empfindlichkeit - oft recht demütig stellt. [...] Es gibt Schwestern, die jedesmal krank werden, wenn sie einen Tadel bekommen oder ihren Willen nicht durchsetzen können. [...] Gegen solches giftige Übel müssen sehr scharfe, blanke, zweischneidige Waffen gebraucht werden [...]“ [Ebd. 32 f.]

Einerseits versetzte der Vorsteher die Schwestern durch den „Ernst der Wahrheit“ immer wieder in bange Unruhe, andererseits begegnete er ihnen mit noch größerer Liebe, „die alles glaubt, alles hofft und alles erduldet“ [Ebd.]. Zunächst durch die Schärfe der Forderungen des Gesetzes Gottes beunruhigt, sollten die Schwestern dann wieder durch den Zuspruch des Evangeliums getröstet werden.

Bodelschwingh zufolge sollte der Pastor die Seelen der Schwestern immer wieder in jene Ambivalenz führen, die wach zu halten Zinzendorf sich in einem gereimten Gebet vom Heiland selbst erbeten hatte:

„Sorgfältig wird er [der Pastor, M.B.] die verborgenen Unlauterkeiten und zarten Eigenheiten, die sich unter der Decke des schönen Berufs verkriechen, aufzuspüren haben, nach der Bitte Zinzendorfs

„König, dem wir alle dienen,
Ob im Geist, das weißest du,
Rette uns durch dein Versöhnen
Aus der ungewissen Ruh.
Mache den Gedanken bange,
Ob das Herz es redlich mein,
Ob die Seele an dir hange,
Ob wir scheinen oder sein?
[...]“ [Ebd.]

Den „Ernst der Wahrheit“ und „den Trost der Liebe“ habe der Seelsorger „jeder einzelnen Seele“ nahe zu bringen. Besonders gut schien Bodelschwingh das möglich am Sterbebett von Patienten oder Mitschwestern:

„Liebe Schwester! So wie der Herr dich in deinem Berufe an ein Sterbebett hinstellt, so erblickst du in dem Todesringen des Sterbenden, in seinem Schmerz und Qual, in dem Einsinken seiner Züge, in seinen Zuckungen etwas von der Pein, und wenn auch nur den tausendsten Theil, durch die dein Heiland um deinetwillen gehen mußte!

Ja, blicke nur hinein. Wird dir an den verschiedenen Sterbebetten der Schleier etwas gelüftet, sieh, was die Sünde angerichtet, siehe deine Schuld und Sein Zittern und Zagen!

Diese Todesstätten, an denen manche deiner Mitschwester sich den Tod holt, werden dir zu Segensstätten, an denen der Herr dir Seine Geheimnisse enthüllt, Seine Liebe aufdeckt und dir seine Gotteskräfte mittheilt, daß du ihm ähnlicher wirst.

Ein ferneres Mittel gegen die Gleichgültigkeit nennt uns der Apostel durch die drei Worte: Ich sterbe täglich! [1. Kor. 15, 31, M.B.] [...] Hienieden wird uns manches schwer lernen, allein das Schwerste alles Schweren ist: — *Das Sterben zu lernen!* Was wir nicht lernen und üben, das können wir einmal nicht. Wer hier nicht Sterben erlernt, auf den wartet ein fürchterlich Gericht.“ [Berufs-Ordnung 29, Hervorhebung im Original]

Bodelschwingh gierte geradezu danach, gelungenes, seliges Sterben zu erleben und bemühte sich, den Schwestern vorbildliches Sterben vor Augen zu stellen. Mit Schmerz, aber zugleich auch mit stiller Freude, bisweilen auch mit Halleluja und Blumen, grüßte der Vorsteher Schwestern, die - oft noch jung an Jahren - durch Ansteckung oder Überarbeitung im Dienst auf den Tod erkrankten. Erfahrungen an den Sterbebetten gab er nachher in Briefen an die Schwestern weiter. In einem seiner seiner Weihnachtsbriefe heißt es:

„Es war eine unbeschreiblich köstliche Nacht, wie ich kaum eine an einem Sterbebett erlebt habe. Um 4 Uhr glaubten wir schon die letzten Atemzüge zu haben, und dann hat Gott doch einen Aufschub für gut befunden. Aber auch diese Tage [die sterbende Schwester lebte noch fast eine Woche, M.B.] sind von ganz besonderem Glanz der Ewigkeit gewesen“ [Vgl. Friedrich von Bodelschwingh, Fünfzig Briefe an Schwestern, als Manuskript gedruckt, Bethel 1935, insbesondere 67 ff., Zitat 72 f.].

Die Begleitung Sterbender war für Friedrich von Bodelschwingh eine tief befriedigende, spirituelle Erfahrung, die er immer wieder zu erleben strebte. Bange Gedanken, ob die Seele wirklich am Heiland hänge, Seelentrost und diakonische Arbeitsmotivation gehörten für ihn untrennbar zusammen. Mit der Überwindung der inneren Spannung durch Arbeit für das Reich Gottes stieg nach Bodelschwinghs Erfahrung zugleich die äußere Belastbarkeit.

„Als Wächter der ganzen geistigen Richtung des Hauses wird es ihm [dem Seelsorger, M.B.] Gegenstand ernstester Sorge sein, daß keine Übungen, keine Entbehrungen, keine Entsagungen von den Schwestern verlangt werden, welche über das Maß des Glaubens (Röm. 12) hinausgehen [...]. Es darf den Schwestern nichts aufgeladen werden, was nicht auch Christus und sein Wort ihnen auflädt. - Wohl glaube ich, daß in dem Maße, als das Glaubensleben bei einzelnen Schwestern erstarkt, auch größere Liebesproben ihnen zugemutet werden können [...]

[...] es gilt [...] für die einzelnen Fälle sorgfältig auszuwählen, für schwere Lasten auch starke Schultern [...]" [Friedrich von Bodelschwingh, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, Bethel 1964, 33]

Aus dem Gebets- und Glaubensleben sollte ein „wahrhaftiges Liebesleben“ im selbstlosen Einsatz für den Nächsten erwachsen. Die Diakonisse war in diesem Einsatz Bodelschwingh zufolge mit einem Soldaten vergleichbar.

4. Sterbelust und Arbeitslast aus der Sicht der Diakonissen

So leicht es möglich ist, Bodelschwinghs Vorstellungen über Sterbebereitschaft und Arbeitslast quellenmäßig zu erfassen, so schwierig ist es, die Haltung der Diakonissen aus den Quellen authentisch darzubieten. Die Personalakten der Betheler Diakonissen, die in ihrem ursprünglichen Umfang reiche Seelsorgekorrespondenz enthielten, sind nach wie vor nicht zugänglich.

Aus dem Nachlass der Kaiserswerther Diakonisse Emilie Heuser, die 1869 bis 1897 Vorsteherin des Mutterhauses Sarepta in Bethel war, sind aber die eingangs schon erwähnten *Erinnerungsblätter an unsere Mutter Diakonisse Emilie Heuser. Den Töchtern Sareptas gewidmet Weihnachten 1900*, gedruckt in Bethel, überliefert. Es handelt sich dabei um ihre persönlichen Aufzeichnungen als einfache Diakonisse zwischen Januar 1855 und März 1863, also um eine bemerkenswerte Quelle zu einer einzelnen Diakonissenbiographie. Da die Notizen wegen ihres vorbildlichen Inhalts nach Heusers Tod von Bodelschwingh in gekürzter Form als Weihnachtsgabe für die Betheler Diakonissen gedruckt wurden, können sie zugleich als ein Zeugnis für die normativen Inhalte der Schwesternerziehung unter der Vorsteherschaft der Verfasserin und des Herausgebers gelten: Heusers frühe Reflexionen paßten nahtlos in sein Konzept der Seelenführung! Im Folgenden interessiert vor allem das biographische Zeugnis der einfachen Diakonisse: Wie sah sie im alltäglichen Dienst, ausgehend von einem erwecklichen Sünden- und Vergebungverständnis, den Zusammenhang von Arbeitsbelastung, Sterbereitschaft und Beugung des Eigenwillens?

[Ergänzend können z.B. auch hinzugezogen werden die *Lieder einer früh Vollendeten. Mit einem Vorwort von F. v. Bodelschwingh*, Bielefeld 1895 (Weihnachtsgabe für die Diakonissen Sareptas 1895); ebenso der Bericht „Aus den letzten Lebenstagen unserer heimgegangenen Diakonissin Lina Voosholz. Aufgezeichnet von ihren Mitschwestern im Krankenhause zu Iserlohn“, abgedruckt in *Boten von Bethel* 3 (1895), 13-20.]

Im folgenden sei dem Zusammenhang von Sterbereitschaft und Arbeitsleistung in der Emilie Heusers Aufzeichnungen nachgegangen.

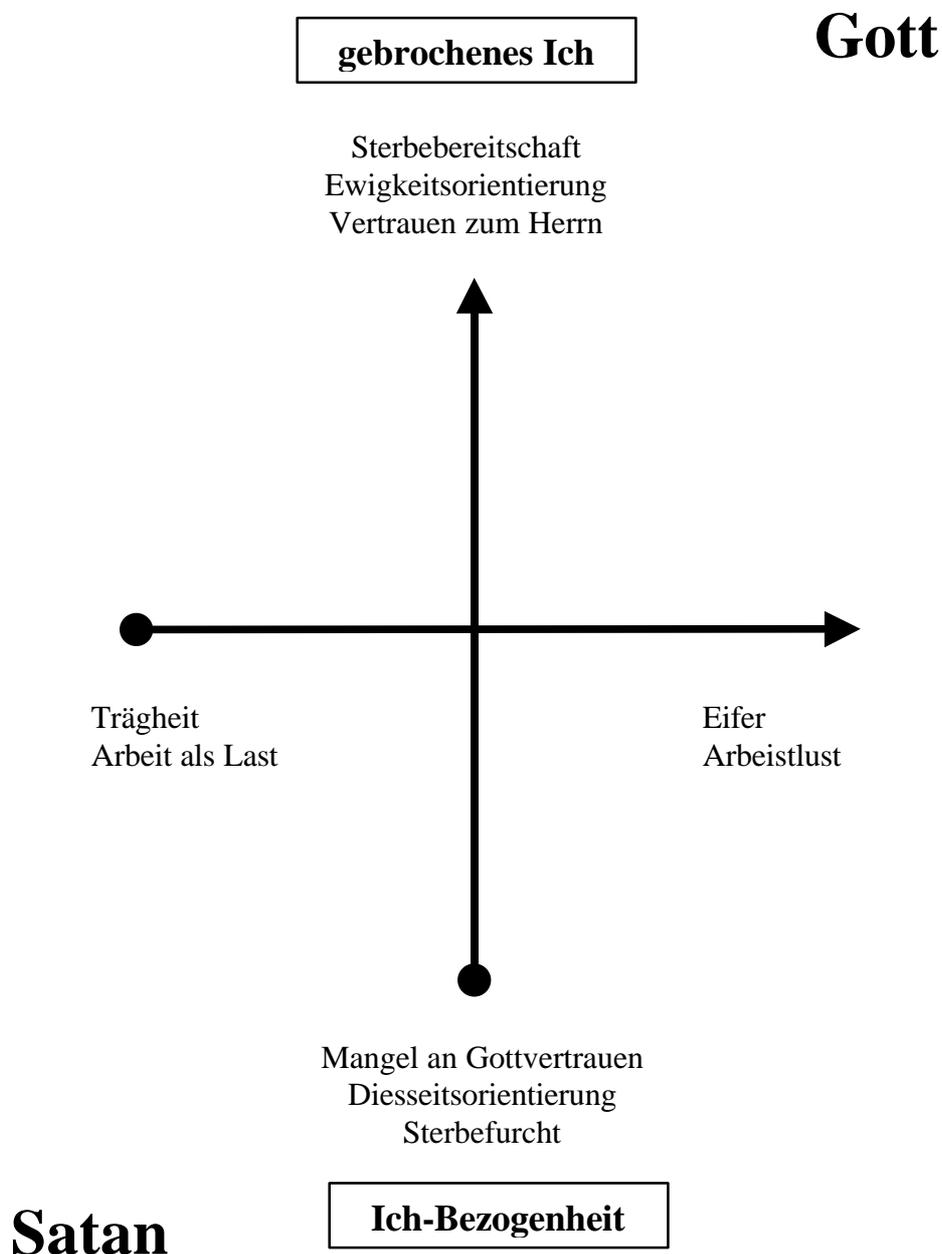
Einleitend einige kurze biographischen Bemerkungen zu ihrer Person. Emilie Heuser war im Januar 1822 als Pfarrerstochter in Reichau in Schlesien geboren worden [*Erinnerungsblätter*, 4; in Klammern fortan jeweils die Seitenzahlen der Druckausgabe bzw. das Datum des Eintrags aus Heusers Aufzeichnungen]. Die Zugehörigkeit zum Mutterhaus gab ihr die Möglichkeit, eine für Frauen zu dieser Zeit ungewöhnliche Qualifikation zu erwerben und einen außerordentlichen Berufsweg zu nehmen. Eingesegnet am 30. Mai 1854 [6], legte sie im Mai 1855 vor der Regierung in Düsseldorf ein Apothekerinnenexamen ab [6]. Im September 1857 wurde sie mit zwei anderen Schwestern nach Alexandria in Ägypten entsandt, um ein Hospital zu eröffnen [9]. Im Februar 1858 kamen die ersten Kranken ins Hospital; bald nahm sie Hausbesuche in arabischen Familien auf, erlernte die Sprache ihrer Patientinnen und Patienten und machte sich mit arabischen Sitten vertraut [10]. Im Juli desselben Jahres ging sie nach Jerusalem, um in einem kleinen Kinder- und Krankenhaus auf dem Zionsberg mitzuarbeiten [12]. Als sie vertretungsweise die Leitung des Hauses übernehmen sollte, entwickelte sie große Ängste, hatte dann aber Erfolg [13]. Im November 1860 brach sie in den Libanon auf, um nach einem Christenpogrom der Drusen ihren überlebenden Glaubensgeschwistern hilfreich beizustehen [17]. Für diese Mission, die sie nach Sidon, Tyros und Beirut führte, wurde sie wegen ihrer Vertrautheit mit den Sitten und der Sprache des arabischen Volkes ausgewählt [17, 19, 20 f.]. Zeitweise hatte sie dort sogar den Arzt zu ersetzen [81]. 1861 erkrankte sie an Typhus [26] und kam dabei dem Tod nahe. Bodelschwingh bemerkt dazu:

„Wir erfahren aus ihrem Tagebuch den Kampf, den es ihr gemacht hat, von den Pforten der Ewigkeit, die sie sich schon hatte öffnen sehen, wieder zurückversetzt zu werden in das Elend und den Jammer, in die Versuchungen und Sünden der Erdenlebens, vielleicht mit gebrochener Gesundheit und für lange noch unfähig, wieder frisch und getrost den Kampf mit dem allen aufzunehmen. Aber sie hat sich diesen Gefühlen nicht hingeeben, sie hat sie als Sünde erkannt und als Sünde bekämpft und so hat ihr Gott zum Siege geholfen.“ [27]

Im Mai 1862 trat sie mit scheinbar gebrochenen Kräften die Heimreise nach Deutschland an [30]. Aber schon im Spätsommer 1862 finden wir sie nach Monaten der Erholung als Leiterin

des Krankenhauses in Gütersloh [31 f.], das am 15. Okt. 1862 seiner Bestimmung übergeben wurde. Es folgte „manch' saurer Arbeitstag, da für alle Arbeit in dem großen Haus, die vielen Nachtwachen und mancherlei Anforderungen nur zwei Schwestern und ein Mädchen da waren.“ [33] Im Krieg 1864 diente sie in Lazaretten in Schleswig-Holstein und Süddänemark, leitete danach noch bis 1866 das Krankenhaus in Gütersloh, diente dann bis März 1869 in Kaiserswerth [36] und übernahm schließlich das Amt der Vorsteherin des neu gegründeten Mutterhauses in Bielefeld. Sie trat 1895 in den Ruhestand und starb am 14. Okt. 1898. Der Bote von Bethel berichtete „über ihr so unbeschreiblich seliges, köstliches Sterben, als einer Mutter in Israel.“ [38]

Bei der nun folgenden Durchsicht ihrer Aufzeichnungen werden die Aspekte *Arbeitsdisziplin*, „*Durchhilfe*“ des Herrn in besonderen beruflichen Herausforderungen, *Arbeitslust* und *Ewigkeitsorientierung* sowie *Brechen des Eigenwillens* berücksichtigt.



Die in diesen Punkten angesprochenen Themen lassen sich in ein Koordinatensystem eintragen, das sich aus den Aufzeichnungen Emilie Heusers ergibt. Eingespannt in den dualistischen Gegensatz von Satan (links unten) und Gott (rechts oben) soll die Diakonisse von der Empfindung der Arbeit als Last und von ihrer eigenen Trägheit zur Arbeitslust und zum Arbeitseifer finden. Neben dieser im Schaubild innerweltlich horizontalen Entwicklungslinie wird ihr eine aus dem Diesseits in die Transzendenz hinüberweisende zweite Entwicklung anempfohlen, die vom Mangel an Gottvertrauen, von Diesseitsorientierung, Sterbefurcht und Ichbezogenheit sich emporhebt zum Vertrauen auf Gott, zur Ewigkeitsorientierung, zur Sterbebereitschaft und zu einem gebrochenen Ich, das allein Gott zu gehorchen gewillt ist. Geht man von diesen zwei einander kreuzenden Bewegungsrichtungen aus, entstehen auf dem Schaubild vier Quadranten, wobei das Ziel der Diakonisse ist, sich von den Einwirkungen des Satans, die mit Trägheit und Mangel an Gottvertrauen einhergehen und im linken unteren Quadranten lokalisiert sind, zu erheben zu einem gebrochenen, in Gott ruhenden, ihm allein gehorsamen Ich, das sich durch Sterbebereitschaft und Arbeitseifer auszeichnet und im rechten oberen Quadranten seinen Ort hat. Diese Orientierung lässt sich in den Aufzeichnungen Heusers vielfach belegen. Das sei im folgenden an einer markanten Auswahl von Textabschnitten verdeutlicht.

Emilie Heuser hatte im Kaiserswerther Mutterhaus eine intensive Erziehung zur *Arbeitsdisziplin* genossen. Darüber gibt ein ausführlicher Eintrag Auskunft, der sich an eine Ermahnung durch die Vorsteherin anschloss:

„Wie muß ich mich doch schämen über meine fleischliche Trägheit! Möchte der Herr mir die Kraft nur geben, dieselbe zu bekämpfen. Wie traf mich gestern der Vorwurf über das Aufstehen zur bestimmten Stunde. [...] die liebe Mutter [d.i. die Vorsteherin von Kaiserswerth, M.B.] hatte ganz recht, wenn sie sagte, daß das langsame und späte Aufstehen einen Unsegen für den ganzen Tag nach sich zöge. Habe ich doch heute schon gefühlt, als ich um 5 Uhr rasch und munter mich an des Tages Geschäfte machte, daß alle Arbeit mir so gut von statten ging, wie fast nie. Und dann, wie mußte ich mich anklagen als sie weiter sprach über die Untreue mit unsere Zeit, daß ich auch darin mir so viel vorzuwerfen hatte! Wie manche Stunde hätte ich schon zum Besten der Anstalt nutzen können, welche ich fast mit Nichtsthun zubrachte. Ich kann nichts thun, als den Herrn bitten, daß Er mich treuer machen möge, da ich ja aus eigener Kraft es nicht vermag.“ [17.2.1855]

Als Urheber des Nichtsthun galt der Teufel, der „einen einschläfert und träge macht“. [Ebd.] Emilie Hauser war überzeugt, dereinst vor Gott für jede Stunde ihres Lebens Rechenschaft ablegen zu müssen. [13.6.1859, 91]

Neben hoher Arbeitsdisziplin wurde den Schwestern schon Mitte des 19. Jahrhunderts die Bereitschaft abverlangt, berufliche Qualifikationen zu erwerben, die noch am Jahrhundertende für eine Frau ungewöhnlich waren [vgl. den Eintrag vom 4.1.1856]. Das Beugen unter den Willen Gottes hatte also das Brechen mancher gesellschaftlichen Konvention zur Folge und zeitigte für Frauen im Diakonissenberuf nolens volens emanzipatorische Konsequenzen. Das lässt sich an Emilie Heusers Biographie beobachten. Sie erlernte nicht nur die Krankenpflege und legte 1855 vor der Regierung in Düsseldorf ein Apothekerinnenexamen ab, sondern tat auch viereinhalb Jahre Dienst (1857-1862) im Nahen Osten, z.T. in leitender Funktion. Sie pflegte in Alexandria, Jerusalem und im Libanon Kranke, lernte dabei arabisch und machte sich bei der Hauspflege mit orientalischen Sitten vertraut.

Berufliche Herausforderungen, die bei ihr tiefe innere Unruhe hervorriefen, bewältigte Emilie Heuser, indem sie sich Gehorsam Gott anvertraute. So äußert sie wegen ihrer angeborenen Schüchternheit Bedenken, die Andacht im Schwesternkreise zu halten, bemerkt aber sogleich:

„[...] ich fühle wohl, daß der Herr erst meine Kraft ganz zerbrechen will und muß, ehe Seine Gnade an mir wirken kann. Darum getrost, mein armes Herz, verzage nicht.“ [30.11.1856]

Die Entdeckung der Gemeindepflege, die ihr anfänglich eine „drückende Last“ war, als ein für sie erfreuliches Arbeitsfeld [19.2.1857], gehört ebenso in diesen Zusammenhang wie das Wagnis, sich als Krankenschwester in den Orient entsenden zu lassen. Wiederholt formulierte sie vor der Abreise nach Ägypten ihre Bedenken. [28.6.1857, 9.8.1857, 16.8.1857, 62-64] In Alexandria angelangt notiert sie:

„Meine Lage ist nicht beneidenswert, und wenn ich nicht wüßte, daß es des Herrn Wille ist, ich würde wohl eher niedergeschlagen sein, aber ich bin getrost und guten Mutes, denn der Herr ist ja auch jetzt bei mir, Sein Nahesein kann nichts hindern. [...] Der Abschied von meinem lieben Kaiserswerth, ach, er hat mich viel, sehr viel gekostet. [...]

Sollte ich [...] dem treuen Herrn nicht zutrauen, daß er auch weiter helfen und Gnade geben werde zu unserem Werke in Alexandrien?“ [21.11.1857]

Zwei Wochen später hellte sich ihre Stimmung auf, sie sprach voller Dank über Beruf und Arbeit.[6.12.1857 [68]] Ein Vierteljahr später war sogar von seliger Arbeitslust die Rede:

„Heute, wo ich zum ersten Male in Alexandrien die Wache habe, drängt es mich, diese stillen Augenblicke zu benutzen, um niederzuschreiben, was mein Herz bewegt. Ich habe Kranke zu pflegen und bin so froh, so selig, es thun zu können, daß ich es nicht aussprechen kann.“ [9.3.1858]

Anfang April 1858 bedauerte sie, arabisch nicht zu verstehen. Mit Bezug auf die Pflingstüberlieferung der Apostelgeschichte schrieb sie:

„Oft denke ich, daß der Herr, der ja derselbe ist, welcher den Jüngern damals die Gabe schenkte, in fremden Sprachen die großen Thaten Gottes zu verkündigen, auch mir die Lippen öffnen könnte, und er würde es gewiß thun, wenn ich mehr Glauben, mehr wahre Demut besäße. [4.4.1858, M.B.]“

Am 2. Mai stellt sie dann erfreut fest, daß ihr die Sprache ihrer Patienten „nun auch mehr und mehr verständlich wird.“

Die Zahl der Beispiele für solche „*Durchhilfen des Herrn*“ ließe sich leicht vermehren. Ohne Zweifel waren das Brechen des Eigenwillens und die Beugung unter Gottes Willen, der in vieler Hinsicht von der Mutterhausdirektion repräsentiert wurde, für Frauen wie Emilie Heuser keineswegs nur eine Akt der Unterordnung. Die Berufung auf den Willen Gottes gab größere Ich-Stärke und versetzte die Schwestern in die Lage, Selbstzweifel zu überwinden und als Frauen, für die eine berufliche Betätigung außerhalb von Haus und Familie eigentlich nicht vorgesehen war, neue Wirkungsfelder zu erschließen.

Die Zeugnisse tief empfundener *Arbeitslust* sind zahlreich; ein weiteres Beispiel sei noch gegeben. Im Februar 1855 schrieb Emilie Heuser:

„Wie danke ich Dir doch, mein lieber, treuer Herr, daß du mir vergönnt, bei einem armen, elenden, wasser-süchtigen Kinde zu wachen. Ja, Du lässest mich erfahren die Süßigkeit Dir zu dienen, ja, Du schenkst mir Kraft dazu und Freudigkeit.“ [17.2.1855 - Ähnliche Aussagen z.B. am 4.4.1858, 2. 5.1858]

Solche Äußerungen lasse die Erfahrungswelt ahnen, die hinter der Aussage in Löhes Diakonissenspruch steht, wo es heißt: „Ich diene weder um Lohn noch um Dank [...]. Mein Lohn ist, daß ich dienen darf.“

Immer wieder klingt in Emilie Heusers Eintragungen *Ewigkeitsorientierung* bis hin zur *Todessehnsucht* an. Die Erde Gottes sei zwar schön und lieblich geschmückt, doch sei der Teufel so mächtig, „daß einem bei aller Schönheit des Irdischen das Heimweh nach einem neuen Himmel und einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt“, anwandle [8.9.1856].

Ewigkeitsorientierung, Beugen unter Gottes Hand und hohe Arbeitsbereitschaft gehörten für Heuser untrennbar zusammen:

„Gebe nur der treue Herr, daß ich mich immer stiller und ruhiger unter Seine Hand beugen lerne, daß ich nicht so viel an Menschen, an der Erde klebe, sondern immer mehr meine Blicke aufwärts richte nach oben, nach dem Zion, nach der Gottesstadt, daß ich aber auch immer ernster danach ringen möge, Früchte zu bringen für das ewige Leben.“ [19. Nov. 1855, 45]

Während Sterben üblicherweise mit Furcht und Schrecken wahrgenommen wurde, fand sie, es sei „doch etwas so köstliches um den Tod eines wahren Christen“. „Wie wenn ein Kind heimkehrt zu seinem Vater, so ist es ihm.“ [19. Nov. 1855, 45] Die Bereitschaft zum Sterben war ihr Inbegriff des Vertrauens auf Gott. Im reiferen Alter, so stellte sie fest, schwinde das Irdische mehr und mehr:

„[...] es erweitert sich der Blick in jenes Leben, da wir Den schauen dürfen von Angesicht, den wir hier im Glauben umfassen lernen nach seiner unendlichen Barmherzigkeit. Ach, der gnädige Gott wolle sich meiner erbarmen und doch nicht müde werden, an mir zu arbeiten, bis Er mich ganz zu sich gezogen.“ [11.8.1859, 93]

Bei steigender Arbeitsbelastung wuchs Emilie Heusers Sehnsucht nach dem Sterben. Als sich bei der Leitung des Krankenhauses in Jerusalem Probleme auftürmten, schrieb sie:

„Der Arbeit gibt es jetzt sehr viel, [...] Dazu kommen die Sorgen um das Irdische [...] Ich hoffe, der Herr läßt mich nicht zu lange hienieden. Gern will ich, so lange es Ihm gefällt, arbeiten und schaffen, daß Sein Reich gebauet werde, aber wie wohl wird einst die Ruhe thun, wenn wir in der Nähe unseres Heilandes, von Sünd' und Schuld befreit, ausruhen dürfen von allem Erdenleid [...]“ [13.2.1859, 86 f.]

Hier wird deutlich, dass Sterbelust und Arbeitsbereitschaft einander beeinträchtigen konnten. Bisweilen steigerte sich ihre Sehnsucht nach der Ewigkeit zu dem Wunsch, endlich aus dem Leben zu scheiden. 1861 erkrankte sie lebensbedrohlich an Typhus. Rückblickend verurteilte sie die Todessehnsucht, die sie in dieser Zeit erfasst hatte, als Ungehorsam gegen Gott [105 f.]:

„wie hat mich der Herr da in die Tiefe geführt, als Er mich aufs Krankenbett warf und mir alle meine Gebeine zerbrach wie ein Löwe, so daß ich armes Kind mich heben und tragen lassen mußte. [...] Sehr leid ist mir, daß ich mich, auch als der Herr mich wieder genesen ließ, aufs neue schwer versündigte habe, als ich Ursache hatte, denn wäre ich reif für den Himmel gewesen, hätte der Herr mich gewiß zu sich genommen, so wollte Er mich auch durch diese schwere Führung näher zu sich ziehn, mich inniger mit Ihm verbinden. [...] Es muß uns nötig sein, durch das liebe Kreuz zum Herrn gezogen zu werden.“

Was mit dem lieben Kreuz gemeint war, lässt ihr Eintrag vom 2. März 1862 deutlich erkennen:

„Das schwerste Kreuz bleibt immer, den eigenen Willen zu brechen und still in Gottes Willen zu ruhn. Alles andere ist dagegen leicht zu tragen.“[Ebd. 109]

Sobald in Folge von Überlastung und Krankheit Arbeitslust in Verdruss umschlug und der Wunsch zu Sterben übermächtig wurde, setzte eine Gegenbewegung ein: Ihr Eigenwille wurde gebeugt unter den Willen Gottes, der ihre Gesundheit wiederherstellte und sie wieder in den Dienst entsandte.

Selbstbewusstsein der Schwestern als Problem

Mit der Frömmigkeitserziehung der Schwestern war ohne Zweifel eine außerordentlich intensive Arbeitserziehung verbunden, die darauf aus war, alle Lebensenergien für den Dienst zu mobilisieren. Gehen wir davon aus, dass infolge der Mutterhauserziehung viele Schwestern ähnlich wie Emilie Heuser über den Zusammenhang von Sterbelust, Arbeitslast und Brechen des Eigenwillens dachten, verwundert es nicht, dass die Diakonissen von Sarepta unter ihrer und

Friedrich v. Bodelschwings Leitung schnell zu einer Genossenschaft überdurchschnittlich qualifizierter, hart arbeitender und ehelos lebender Frauen heranwachsen, von denen viele schon in jungen Jahren verantwortliche Stellungen innehatten und Selbstbewusstsein entwickelten. Hier aber lauerten Bodelschwings zufolge Hochmut und Eigenwille, denn Diakonisse zu werden bedeutete für die jungen Frauen i.d.R. einen *sozialen Aufstieg*:

„Ist es nicht wahr, daß die arme Magd, und wenn sie auch vorher in Putz und Staat einherging, sofort auch selbst in der Welt mehr gilt, eine höhere gesellschaftliche Stellung einnimmt, sobald sie die Diakonissenhaube trägt? Ist es nicht wirklich so, daß mit dem Eintritt ins Diakonissenhaus für die Mehrzahl nach weltlicher Rechnung nicht ein Schritt abwärts, zu größerer Armut und Niedrigkeit, sondern ein Schritt aufwärts getan wird zu größerer Ehre bei den Menschen?“ [Friedrich von Bodelschwing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, Bethel 1964, 29 f.]

Gefährlich schien ihm besonders die *berufliche Selbständigkeit* der Schwestern:

„Ich [...] denke mit Zittern an die große Schar meist noch sehr junger Mädchen, die sonst vielleicht noch viele Jahre in abhängigen Stellungen gedient haben würden, und die nun ganz selbständig ihren oft großen Haushaltungen vorstehen und über eine ganze Schar von Menschen zu gebieten haben.“ [Ebd. 31 f.]

Bodelschwing erkannte darin eine *Gefahr für die innere Entwicklung*. Junge Schwestern, „die noch vor nicht zu langer Zeit struppig im Kuhstall oder am Webstuhl gesessen“, liefen nun in äußerst feiner Wäsche mit sehr glatt gestriegeltem Haar herum, ihr „inwendiger Mensch“ sei aber „weit hinter dem auswendigen zurückgeblieben“ [Ebd. 30]

Die berufliche Selbständigkeit stärkte seines Erachtens in bedenklicher Weise den *Eigenwillen* der Schwestern. Wenn es wahr sei, dass Diakonissen, die längere Zeit im Beruf gestanden hätten, höchst selten heirateten, „weil sie ein zu selbständiges Leben gewohnt waren, so ist damit eingestanden, dass der Diakonissenberuf viel Nahrung für den Eigenwillen bietet. [...] Wie manches wirklich demütige Herz kann an solcher Klippe des frühzeitigen Regierens Schiffbruch leiden, indem es nur zu großen Gefallen daran findet.“ [Ebd. 30]

Deshalb war und blieb Demutserziehung – anders ausgedrückt: das Brechen des Eigenwillens – eine zentrale Aufgabe der Seelsorge an den Schwestern. „Hoffart wurzelt am tiefsten von allen Sünden“, schärfte Bodelschwing immer wieder ein. Nichts verderbe „das Leben eines Christen so sehr [...], als das Trachten nach hohen Dingen. Und ganz besonders wird durch diese Hoffartssünde unser Diakonissenleben und unsere Diakonissenarbeit vergiftet.“ [Friedrich von Bodelschwing, *Weihnachtsbriefe*, Zweite Folge (1887-1898), Bethel [1937], 23].

Die Diakonisse sollte Bodelschwing zufolge eine demütige und gehorsame Soldatin der Diakonie sein:

„Wenn ein Soldat im Krieg seinen Posten verläßt, seinen Fahneid bricht, so wird er ohne Erbarmen als fahnenflüchtig erschossen. Sollte unser himmlischer König es ungestraft lassen, wenn einer seiner Diener oder Dienerinnen im Dienst der Barmherzigkeit feige flieht, den Eid der Treue und seinen Kranken und seine Kranken und Kleinen unversorgt liegen läßt?“ [Friedrich von Bodelschwing, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, Bethel 1964, 108 f.]

Durch den Seelenführer Bodelschwing und die Seelenführerin Emilie Heuser wurde den Sa-repta-Diakonissen eine Variante christlicher Religion vermittelt, die sie innerlich in die Lage versetzte, sich als Soldatinnen der Nächstenliebe zusammenzuschließen und - bei Selbstverzicht und Einsatz des Lebens - im Vertrauen auf Gott Kranken, Behinderten und anderen Notleidenden beizustehen, um die sich im Prozess des Aussortierens der Untauglichen im Zuge der Industrialisierung kaum jemand kümmerte.

Vortrag im Rahmen der Interdisziplinären Ringvorlesung "Die Kraft der Frauen und die Macht der Religion" an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität Frankfurt am Main im Wintersemester 1999/2000
